

**Vorwort zu „Borderline literarische Interaktion ... Ernst Jünger ...“
(Habilitationsschrift von Harald Weinböck, Stand 2004)**

In der heutigen Wissenschaftslandschaft literaturpsychologisch zu arbeiten, macht es meines Erachtens erforderlich, in *handlungstheoretischer* Perspektive einer *interaktionsanalytischen* Grundfragestellung zu folgen. Ein solcher *handlungstheoretischer* Zugang hat von der Voraussetzung auszugehen, dass sich Autoren und Leser in einer text-/ medien-zentrierten Sprachhandlung der *literarischen Interaktion* befinden. Diese Interaktion schlägt sich in zwei Gegenstandsformen nieder, der psychischen Aktualisierung (in Autor und Leser) und der materialen Konkretisierung (als Text). In der Dimension der psychischen Aktualisierung ist zu sagen: Die *literarische Interaktion* von Autoren und Lesern beruht auf psychischen Prozessen, die intentional strukturiert sind und auf ein wie auch immer bewusstseinsnahes oder -fernes menschliches Wollen zurückgehen. Dabei ist jeder dieser intentionalen Prozessmomente der *literarischen Interaktion* lebensgeschichtlich und gesellschaftlich geprägt, wie er auch für alle zeitlich folgenden Prozessmomente der Wahrnehmungsgestaltung und Handlungsführung der Person nicht folgenlos bleibt (s. Kap. 0). *Literarische Interaktion* ist somit in ihrer Genese und ihren Folgewirkung auch auf die Handlungsbereiche der nicht-literarischen und nicht-medialen Interaktion bezogen. *Literarische Interaktion* hat lebensweltliche Bedingungen und Konsequenzen.

Auf diesem Gegenstandsverständnis beruhend, stellt eine literaturpsychologische Arbeit nicht nur einen Bezug zwischen den akademischen Disziplinen der Kultur- und der Psychowissenschaften her, sondern auch eine Verbindung zu den Sozialwissenschaften, genauer: zu dem relativ jungen Forschungsbereich der qualitativen Soziologie. Denn die Konzeption von Literatur als Sprachhandlung zwischen biografisch und historisch kontextgebundenen Autoren und Lesern weist auch eine soziale, gesellschaftliche Dimension auf. Unter dem hier sich abzeichnenden disziplinären Dreigestirn der Kultur-, Psycho- und Sozialwissenschaften ist der mit Texten arbeitende Literaturpsychologe also mit der Frage konfrontiert, wie die Möglichkeiten der Textanalyse dahingehend genutzt und optimiert werden können, dass sie zur Erarbeitung von interaktionsanalytischen Fragen im Bereich der medialen und ästhetischen Handlungen von Menschen (bzw. Gesellschaften) beitragen kann.

Die Frage, wie die psycho-affektiven Erfahrungen, die im Kontext eines historischen Ereignisses der massiven Gewalt und Vernichtung, wie es der erste Weltkrieg darstellt, entstehen (und reaktiviert werden), auf individueller und kollektiver Ebene mit Hilfe der medialen und ästhetischen Interaktion bearbeitet und moderiert werden können, stellt eine solche interaktionsanalytische Frage dar. (Sie betrifft das lebensweltlich situierte Sprachhandeln von Personen im literarischen/ narrativen Medium.) Eine erkenntniswirksame Verbindung zwischen kulturwissenschaftlichen, psychologischen und soziologischen Ressourcen kann hierzu Klärungsvorschläge erarbeiten. Die handlungstheoretische Grundfragestellung lautet: Mittels welcher Formen von kulturellen Zeugnissen und unter welchen soziokulturellen Interaktionsbedingungen kann eine erfolgreiche psychische und soziokulturelle Integration von historischer und persönlicher Gewalterfahrung vollzogen werden? Auf welche Weisen und mit welchen Mitteln kann das psychisch Inkommensurable dieser Gewalterfahrung verarbeitet werden? Letztlich: Wie kann der psychosoziale Kreislauf von Gewalterzeugung, d.h. die Fortsetzung von reaktiven Interaktionsdynamiken mit destruktiver Wirkung, die zunächst die unabwendbare Folge von einwirkenden Gewaltereignissen ist, auf dem Wege der kulturellen/ literarischen bzw. narrativen Interaktion aufgehoben werden? Die in dieser und anderen handlungstheoretischen Fragen an Literatur enthaltene theoretisch-methodische Herausforderung ist nicht zu unterschätzen. Sie sollte jedoch nicht lediglich dafür zum Anlass genommen werden, handlungs- und interaktionsanalytische Fragestellungen insgesamt in Bausch und Bogen als mit geisteswissenschaftlichen Mitteln unlösbar und eventuell sogar als illegitim zu verwer-

fen. (Dies zu tun, ist durchaus Teil des allgemeinen geisteswissenschaftlichen Habitus und der inhaltlichen und methodologischen Weiterentwicklung des Faches nicht zuträglich.)

Immerhin kommen die neueren Arbeitsrichtungen im Bereich der Human- und Gesellschaftswissenschaften dieser Herausforderung weit entgegen. So sind die vormals in erster Linie empirisch-experimentellen Sozial- und Psychowissenschaften in jüngster Zeit mehr und mehr hermeneutisch geworden. Die Soziologie, die Psychotherapieforschung und die Kognitionspsychologie haben begonnen, in systematischer Weise menschliches Erzählen zu untersuchen. Dabei haben sich die so genannten qualitativen Verfahren konsolidiert, die für ihre sozialwissenschaftlichen Gegenstandsbereiche mit einem geschärften Methodenbewusstsein den Fragen des Sinns und der interaktionalen Funktion von sprachlichen/ narrativen Äußerungen nachgehen. Hinzu kommt, dass in der Psychologie und in der Psychoanalyse eine zunehmende Ablösung von älteren *Intrapsychismus*-Modellen durch die inter-psychische und interaktionale Perspektive der Objektbeziehungs- und Bindungstheorien zum Tragen kommt. Dazu beizutragen, dass auch die Kulturwissenschaften – im Gegenzug einer sich anbahnenden interdisziplinären Vernetzung – ein Stück weit interaktionsanalytisch und/ oder sozialpsychologisch werden, und zwar bereits dort, wo sie Textinterpretation betreiben, ist eines der Ziele dieser Untersuchung.

Dieser Vorsatz hat weit reichende Konsequenzen, die sich bereits im Aufbau der vorliegenden Arbeit niederschlagen. Nicht nur nämlich beginnt die Untersuchung mit einem methodologischen Experiment: Im ersten Kapitel wird in Anlehnung an qualitativ-soziologische (insbesondere biografiewissenschaftliche) Methodiken ein rekonstruktives Verfahren der *sequenzanalytischen Hypothesenbildung* eingesetzt und erprobt, wie es in der Auswertung von narrativem Interviewmaterial eingesetzt wird. In diesem Versuch werden lediglich die ersten Sätze von *In Stahlgewittern* zum Gegenstand genommen, in Sequenzen gegliedert und sukzessive mit folgender interaktionsanalytischen Grundfragestellung konfrontiert: Auf welche Weise und im Zeichen welcher bewussten und/ oder bewusstseinsfernen Handlungsimplicationen und -funktionen präsentiert der Autor/ das narrative Subjekt seinen Ich-Erzähler und dessen Erzählgegenstand/ erzählte Welt in der jeweiligen Textsequenz? Der Verfahrensschritt der *sequenzanalytischen Hypothesenbildung* soll allerdings den Rahmen einer heuristischen Experimentalanordnung nicht übersteigen und ist deshalb auf das erste Kapitel beschränkt (1.1 bis 1.3). Die sich anschließenden Kapitel erzielen ihre Befunde auf dem Wege der text- und strukturanalytischen Interpretation, die ja auch die gezielte Frage nach den *Interaktionsfunktionen* der Erzählung (für das narrative Subjekt des Textes) keineswegs grundsätzlich ausschließt, sondern lediglich zumeist nicht systematisch mit aufnimmt, geschweige denn priorisiert. Deshalb gilt selbstverständlich auch für die restlichen, nicht der sequenzanalytisch disziplinierten Vorgehensweise unterworfenen Kapitel des ersten Teils, dass sie einem nicht so sehr *text*theoretisch als *handlung*stheoretisch orientierten Interpretationsverfahren verpflichtet sind und Annahmen über die interaktionalen Funktionen von Textphänomenen formulieren und prüfen. Dabei wird sich im weiteren Verlauf der Untersuchung erweisen, wie aufschlussreich und tragfähig bereits die in der *sequenzanalytischen Hypothesenbildung* erzielten Beobachtungen sind.

Wesentlich tiefer greifende Konsequenzen für den Aufbau der Arbeit hat meine Entscheidung, den induktiven Aufweis von textuellen Phänomenen einerseits und deren weitere, deduktive Erklärung mit Hilfe von Erkenntnissen und Begriffen der psychosozialen Wissenschaften andererseits mit größtmöglicher Disziplin voneinander zu trennen. Teil I der Untersuchung ist der induktiven Interpretationsarbeit mit den Texten vorbehalten. Dabei soll so verfahren werden, dass textuelle Phänomene isoliert und beschrieben werden, ohne dass dazu fachpsychologische oder psychoanalytische Konzepte und/ oder hoch-inferente, auf komplexen theoretischen Voraussetzungen aufbauende Schlüsse erforderlich sind. (Abgesehen freilich von den handlungstheoretischen Grundannahmen, dass der Autor eines Textes – wie auch

sein Leser – als lebensgeschichtlich geprägte und gesellschaftlich situierte *Psyche* zu begreifen ist, die in ihren auktorialen – bzw. rezeptiven – Vollzügen *intentionalen, selektiven, also konflikthaltigen, jedoch regelgeleiteten* Handlungsmodi folgt und somit in immer gleichzeitig *gestaltenden/ artikulierenden* und *vermeidenden/ abwehrenden* Vollzügen ihre persönlichen Wahrnehmungen und Interaktionen organisiert.)

Erst im Teil II wird dann das – auch in literaturpsychologischen Arbeiten bisher noch nicht systematisch wahrgenommene – psychotherapiewissenschaftliche Syndrom-Konzept der *Borderline-Störung* dargestellt und aufgezeigt werden, welche Erklärungsmöglichkeiten aus ihm hinsichtlich der in Teil I beschriebenen Textphänomene bezogen werden können. Hierbei wird sich erweisen, dass die textuellen Phänomene in Jüngers Kriegsschriften und die psychischen Phänomene im Beschreibungsfeld der *borderlines* Formen der (Selbst-) Wahrnehmung/ Interaktion in einer Weise miteinander korrespondieren, dass es gerechtfertigt ist, einen Begriff der *borderlines literarischen Interaktion* zu bilden. Daraus werden sich Rückschlüsse hinsichtlich der spezifischen Qualitäten, Funktionen und (impliziten) Handlungskonsequenzen des von Jünger praktizierten Narrationsmodus ziehen lassen. Diese erlauben eine Einschätzung über die psychischen und interaktionalen Funktionsregeln wie auch über die wahrscheinlichen Konsequenzen von Jüngers Versuch, für sich und die von ihm angezielte Leserschaft mittels narrativem Ausdruck und ästhetischer, literarischer Interaktion eine psychische/ psychosoziale Verarbeitung der (Gewalt-) Erfahrung des Weltkriegs (wie auch der darin unweigerlich re-aktualisierten Konflikt-/ Gewalterfahrung der Vorkriegszeit) zu erreichen.

Eine so konsequente Trennung der induktiven und deduktiven Arbeitsphase ist keineswegs zwingend notwendig und wird in literaturpsychologischen Arbeiten gemeinhin auch nicht in dem Maße praktiziert. Warum ich mich dafür entschieden habe, bedarf der Begründung. Hier verbinden sich Erwägungen des heuristisch vorteilhaften Untersuchungsvorgehens mit solchen der möglichst günstigen Darstellung der Untersuchungsergebnisse gegenüber den bestehenden, fachgeschichtlich geprägten Wissenschaften.

Sicherlich hätte man den Aufweis der symptomatologischen Kennzeichnungen der *Borderline-Störung*, teilweise zumindest, auch direkt in die induktive Textarbeit von Teil I einfügen können. Man hätte sie in kurzen psychologischen und psychotherapiewissenschaftlichen Exkursen, unterstützt durch reichhaltige Anmerkungen, einführen und unmittelbar an das in Rede stehende Textphänomen anbinden können (so mein ursprüngliches Darstellungskonzept). Bei einem solchen Vorgehen wären jedoch einige abträgliche Konsequenzen zu gewärtigen gewesen. Die theoretischen Exkurse wären in sich weniger systematisch geraten und hätten zudem den Fluss von Hypothesenbildung und Textinterpretation unterbrochen. Auch wäre die induktive Textarbeit vermutlich nicht so reichhaltig ausgefallen und in ihren Befunden auch weniger genau befragt worden. Denn induktive Hypothesen, die sich allein am Text selbst zu beweisen haben und nur von ihm verifiziert, aber auch falsifiziert werden können, sind naturgemäß einer anspruchsvolleren Prüfung ausgesetzt als deduktive Hypothesen, die zügig mit dem interdisziplinären Querverweis abgegolten werden können. Umgekehrt wäre auch der Fluss der psychologischen Darstellung gestört gewesen, was angesichts des überaus komplexen und noch wenig bekannten Syndrom-Begriffs der *borderlines* Störungen misslich wäre.

Darüber hinaus schien mir eine ausführlichere Darstellung der Interaktionsdynamiken des *Borderline-Syndroms* wie auch eine möglichst weite Auffächerung des ihnen zuzuordnenden Kreises von Textphänomen der *borderlines literarischen/ medialen Interaktion* schon deshalb ratsam, weil die Befunde und Beobachtungen möglicherweise auch eine über den Gegenstand von Jüngers Kriegsschriften hinausgehende Dimension haben. Zu prüfen wäre nämlich, und das überschreitet den Rahmen dieser Untersuchung bei weitem, ob der Begriff der *borderlines literarischen/ medialen Interaktion* nicht als Paradigma der Beschreibung und Erklärung auch anderer kultureller Phänomenbereiche taugt, ob er nicht auch für andere kul-

turwissenschaftliche Fragestellungen als die nach den Interaktionsfunktionen von ästhetischen Kriegsdarstellungen/ -bearbeitungen erhellend sein kann (die auch heute noch eine ganz unverhoffte aktuelle Relevanz haben). In dieser Hinsicht habe ich die Hoffnung, dass mit Hilfe des Begriffs der *borderlinien literarischen/ medialen Interaktion* Kriterien erbracht werden können, die es erlauben, diejenigen soziokulturellen Phänomene genauer zu erfassen und differenzierter zu erklären, die bisher in den unzureichenden bzw. nicht tragfähigen Begriffsoptionen des *Trivial- versus Hochkulturellen*, des *gesellschaftlich-politisch Bedenklichen/ Gefährlichen versus Unbedenklichen/ Wertvollen* (bzw. des *ideologisch-geschmacklich Richtigen versus Verfehlten*) mehr gemutmaßt als beschrieben wurden (oder in den letzten Jahren auch in den Begriffen des *Postmodernen im enthusiastischen versus kulturkritischen Verständnis*). Denn während diese negativ konnotierten Begriffe in den vergangenen Jahrzehnten keine nachhaltig wirksamen wissenschaftliche oder diskursethische Orientierung zu leisten vermochten (so dass der einst verfemte Jünger gegen Ende des Jahrhunderts zu einer Figur der höchsten literarischen und staatsbürgerlichen Ehrenbezeugungen zu werden vermochte), können hier m.E. nur psychologische Ressourcen weiterhelfen. Gerade die psychotherapiewissenschaftlichen Beobachtungen und Befunde, die in der Auseinandersetzung mit den psychischen Abwehrformen des so genannten mittleren Niveaus, d.h. der *borderlinien*, dissoziativen Interaktionsmechanismen, erzielt wurden, scheinen in der Tat aussichtsreich, um gut fundierte Aufschlüsse über die (wie auch immer als *trivial* oder *wertvoll* bzw. *gesellschaftlich bedenklich* oder *unbedenklich* gemutmaßten) Wirkungs- und Interaktionspotenziale eines narrativen Textes oder medialen Produkts zu geben. Denn hier stehen spezifische funktionsanalytische Unterscheidungs- und Einschätzungsmöglichkeiten bezüglich der von einem Text/ Medienprodukt angezielten psycho-affektiven Rezeptionssteuerung in Aussicht. Wegen dieser über die Jünger-Arbeit hinausweisenden Perspektive, ist mir an einem möglichst umfassenden und systematischen Aufweis der *borderlinien* Interaktions-Mechanismen sowie der ihnen entsprechenden (literarischen) Textphänomene gelegen.

Ferner schien mir der ursprüngliche Arbeitsplan (der unmittelbaren Einfügung der psychologischen Begriffe im beständigen Wechsel von Induktion und Deduktion) weniger geeignet, die *interdisziplinäre Vernetzung* in der Weise durchzuführen, wie ich sie in der momentanen Verfassung der disziplinären Geisteswissenschaften als wünschenswert erachte. Der weithin geforderte und allgemein anerkannte wissenschaftliche Anspruch des interdisziplinären Arbeitens wird zumeist schon dann als eingelöst angesehen, wenn z.B. die Begriffe und Modelle der einen Disziplin auf den Gegenstand der anderen Disziplin angewendet werden. Unterschätzt wird hier, dass es sich dabei um einen einlinigen Vollzug der Applikation handelt, der zwar durchaus heuristische Funktion haben kann, aber den Weg des interdisziplinären Austausches sozusagen nur als Einbahnstraße begeht. Ein höheres und epistemologisch aussichtsreicheres Maß an Interdisziplinarität ist dann erreicht, wenn die Begrifflichkeiten und Modellbildungen auch wechselseitig ausgetauscht werden, und vor allem, wenn neben der Theorie auch die Praxis, also versuchsweise auch die Methodologie bzw. die Gegenstandsbereiche, ausgetauscht werden. Dieser Methodenwechsel soll hier durch den Einbezug der *sequenzanalytischen Hypothesenbildung* wenigstens ansatzweise vollzogen und erprobt werden. Auch in Richtung des Austauschs der Gegenstandsbereiche soll in dieser Untersuchung immerhin ein Schritt weit gegangen werden. Dies bedeutet, dass neben den Textbelegen der literarischen Narration (Ernst Jüngers) – an manchen Stellen von Teil II zur Veranschaulichung der *borderlinien* Interaktionsdynamik auch narratives Material aus dem Erzählen in der Therapiesituation mit einbezogen wird. (Es soll hier jedoch mit diesem Material nicht auch schon textanalytisch-linguistisch gearbeitet werden, wie es eine systematische Untersuchung über die „therapeutischen Funktionen des literarischen und mündlichen Erzählens“ erforderte; vgl. Anm. xx zum DFG-Projekt von Richter/ Stein.) Grundlage ist ein Verständnis von interdisziplinärem wissenschaftlichen Arbeiten, in dem mehr als eine akademische Disziplin ihr Wissen und ihre Verfahrensweisen auf eine zentrale Grundfragestellung hin bündeln

und dabei eine beiderseitige Erweiterung und Differenzierung des jeweiligen Gegenstands- und Theoriefeldes stattfindet. In unserem Fall sind es die therapie- und kulturwissenschaftlichen Theorie- und Gegenstandsfelder, die ein Stück weit integriert werden. Umso mehr bietet sich eine ausführlichere, zweiteilige Anlage der Untersuchung an, in der der induktive literaturwissenschaftliche Teil I von den deduktiven psycho- und therapiewissenschaftlichen Erweiterungen im Teil II formal getrennt ist.

Diese zweiteilige Anlage schien jedoch nicht zuletzt auch durch die momentane fachgeschichtliche Situation nahegelegt, in der sich die Geisteswissenschaften und namentlich die Germanistik befinden. Denn einerseits sind nicht wenige literaturpsychologische Arbeiten der Vergangenheit der Versuchung erlegen, den literarischen Gegenstand vorwiegend als Mittel des Nachweises der Plausibilität eines psychologischen oder psychoanalytischen Theoriegebäudes bzw. Symptombegriffs zu nutzen. Dies hat dem allgemeinen Zutrauen zur Leistungsfähigkeit dieser Forschungsrichtung nicht gedient. Andererseits hat sich der literaturwissenschaftliche Mainstream als für interdisziplinäre Öffnungen überaus schwer zugänglich erwiesen. Mehr noch: Ehemalige wissenschaftsstrategische Frontstellungen scheinen sich inzwischen in einer Weise überzeitlich verfestigt zu haben, dass die Kommunikation gerade zwischen den Psycho- und den Kulturwissenschaften nachhaltig blockiert ist. Dies wird insbesondere in Situationen der mündlichen Diskussion immer wieder mit großer Deutlichkeit sichtbar. Wann immer psychologische oder psychoanalytische Zugänge in dazu nicht disponierten literaturwissenschaftlichen Foren thematisiert werden, scheint die Auseinandersetzung – wenn sie überhaupt offen ausgetragen wird – mit eigentümlicher Beharrlichkeit auf dem Niveau der Psychoanalytisedebatten der Siebzigerjahre verharren zu wollen. Dies ist umso bedauerlicher, als sich gerade die psychologischen Forschungsbereiche und auch die Psychoanalyse in der jüngeren Zeit grundlegend weiterentwickelt und weit reichend verändert haben. Man denke z.B. an die Objektverhältnis-Theorie, die Gegenübertragungs-Modelle, die experimentelle Bindungsforschung, die entwicklungspsychologische Säuglingsforschung und die psycho-biologische Psychotraumatologie (wobei gerade die klinischen Forschungsrichtungen einige wesentliche Grundannahmen der Psychoanalyse auf eindrückliche Weise bestätigt haben, so z.B. das Konzept der psychischen Abwehr/ Verdrängung – erwartungsgemäß freilich nicht auch den Ödipus-Komplex.)

Ganz zu schweigen von der umso unvermeidlicheren persönlichen Konfliktgeschichte, die durchläuft, wer seine wissenschaftliche Sozialisation aus zwei solchermaßen gegenstrebigem Feldern bezieht und diese auch aufeinander bezogen halten will. So sitzt der literaturpsychologisch Arbeitende im beständigen inneren Unfrieden mit sich selbst, wenn die eine „der zwei Seelen“ – „ach!“ – energisch gegen die andere aufbegehrt und ruft: „Du sollst nicht den Erzähler und die Figuren psychologisieren! Denn Figuren sind keine Personen und haben somit auch keine Psyche!“; ferner dann, wenn – „ach!“ – die andere Seele sich nicht fügt: „Aber eine Figur bildet eine Psyche ab; sie ist gar nicht denk- und lesbar, ohne auf Annahmen bzw. auf zu füllenden textuellen Leerstellen zu beruhen, die die *erzähl-implizite psychische Konstitution* sowie die *erzähl-implizite lebensgeschichtliche Vorerfahrung von Figur und Erzähler* betreffen“. Und so schwelte der innerer Unfrieden fort: „Du sollst aber nicht pathologisieren!“, versus: „Ich versuche lediglich, Interaktion psychologisch zu erklären! Und überhaupt: Wieso eigentlich sollte ich nicht? Was wäre unwissenschaftlich oder unziemlich daran, verschieden zuträgliche Formen der Interaktion und Affektverarbeitung unterscheiden zu wollen?“ Und abermals: „Kunst ist autonom und hat keine individuellen Funktionen; ist sie es nicht, handelt es sich um Trivilliteratur“, versus: „Keine menschliche Äußerung und Sprachhandlung ist jemals funktionslos!“ Und so weiter und so fort (vgl. auch Weinböck 2004b).

Die – allen gut gemeinten Vorsätzen zum Trotz – noch relativ ausgeprägte interdisziplinäre Sprach- und Denkblockade lässt es für eine kulturwissenschaftliche Arbeit umso mehr geraten erscheinen, zunächst in zwei verschiedenen Sprachen zu sprechen, bevor diese dann

behutsam ineinander übersetzt und inhaltlich integriert werden. Die zweiteilige Struktur der Untersuchung will genau dies ermöglichen und erproben. Dabei wird gleichzeitig auch der allzu verführerischen Illusion vorgebaut, die Geisteswissenschaften hätten diesen wünschenswerten und eigentlich naheliegenden Grad an Interdisziplinarität bereits erreicht. In dieser Hinsicht stellt die zweiteilige Struktur die nicht zu verleugnende Bruchstelle dar, angesichts derer die noch nicht hinreichende Umsetzung einer gemeinsamen handlungstheoretischen Sprache und einer interdisziplinären, *psycho-sozio-kultur-wissenschaftlichen* Herangehensweise an Phänomene der Narration und literarischen Interaktion sinnfällig wird.

Es liegt hier also eine Untersuchung vor, die in zwei Wissenschaftssprachen, einmal von vorne her und ein andermal von hinten, gelesen werden kann. Das psychologisch interessierte und vorgebildete Publikum einerseits und das literarisch interessierte, eventuell psychologisch skeptische andererseits mögen je in eigener Weise vorgehen. Denn der geneigte Leser des zweiten Publikums wird jedenfalls den ersten Teil der Untersuchung wahrnehmen können, und in einzelnen Aspekten entlang der eingefügten Binnenverweise auf den zweiten Teil eventuell auch darüber hinaus gehen. Diese Verweise werden mit einem „s. S. xx“ bzw. mit einem „vgl. S. xx“ gesetzt, wo sie auf eine Passage innerhalb des jeweiligen Teils bzw. auf einen anderen Teil verweisen. (Sie konnten leider für das Habilitationsmanuskript noch nicht endgültig nummeriert werden.) Der Leser der ersten Gruppe hingegen wird den zweiten Teil mit besonderem Interesse aufnehmen, eventuell sogar mit ihm beginnen. Ferner wird er, anhand der Binnenverweise auf den ersten Teil zurückblickend, vielleicht nachvollziehen können, dass es sinnvoll ist und zur Präzision der Befunde beiträgt, zunächst in möglichst großer induktiver Geduld und Theorieenthaltbarkeit die textuellen Phänomene zu erschließen, bevor sie mit Hilfe von psychologischen Begriffen erklärt und in ihrer interaktionalen Funktion erhellt werden.

Dann wäre noch der Leser eines dritten (wissenschaftsgeschichtlich jungen) Publikums zu bedenken, der unter dem Vorzeichen der qualitativ-sozialwissenschaftlichen Hermeneutiken zu arbeiten gewohnt ist und der einen möglichen gemeinsamen Nenner der ersten beiden darstellt. Er sollte sich, so wenigstens meine Intention, in beiden Teilen angesprochen fühlen. Gerade der erste, induktive Teil ist in seiner Formulierung und im Verfahren der Verifikation und Falsifikation von struktur- und textanalytischen Hypothesen auf den psycho- und sozialwissenschaftlichen Leser hin geschrieben – zumal dieser erfahrungsgemäß die geisteswissenschaftlichen Verfahrensweisen als nicht hinreichend methodenstreng und zu wenig intersubjektiv nachvollziehbar empfindet. Es wäre misslich, würden die Geisteswissenschaften diesen (jungen) Leser nicht gewinnen können. Um das an einem konkreten Beispiel zu exemplifizieren: Wenn ein mit qualitativen, hermeneutisch-rekonstruktiven Methoden arbeitender (Medien-) Psychologe wie z.B. Michael Charlton (Freiburg) nach Jahren der Forschung mit LeserInnen und ZuschauerInnen von Texten sowie Film- und Fernsehproduktionen (mittels Einzel- und Gruppeninterviews sowie teilnehmender Beobachtung) die Notwendigkeit erkennt, doch auch die rezipierten Filme und Texte selbst genauer zu betrachten (also Produktanalyse zu betreiben) und wenn er dann auf die geisteswissenschaftlichen Modellentwürfe von ästhetischen Prozessen zuzugreifen versucht, sollte er die zurecht dort erhoffte Hilfestellung erfahren können. Er sollte also nicht gezwungen sein, sich unverrichteter Dinge abzuwenden, weil die Geisteswissenschaften überwiegend auf einem *textwissenschaftlichen* und nicht auch *handlungswissenschaftlichen* Gegenstandsverständnis basieren, ohne das freilich eine fruchtbare Interaktion mit den *handlungswissenschaftlichen* Psycho- und Sozialwissenschaften schwerlich möglich ist.

Die Kosten-Nutzen-Relation der breiteren Anlage der Untersuchung hat freilich immer zwei Seiten. Es allen Lesern Recht zu machen, ist bekanntlich schon im intra-disziplinären Rahmen ein unmögliches Unterfangen. Wenn also im ersten Teil die Textanalyse mit induktiven Arbeitsbegriffen und Hypothesen arbeitet und auf fachferne Terminologien und hoch-

inferente Schlüsse weit gehend verzichtet, ist dies, wie gesagt, nicht nur darstellungsstrategisch, sondern auch heuristisch sinnvoll. Kann doch auf diese Weise eine möglichst große und theoretisch unvoreingenommene Aufmerksamkeit für die detaillierte Beobachtung aufrechterhalten werden, die erfahrungsgemäß darunter leidet, wenn die Textphänomene zu umstandslos in das oft sehr grelle Licht der psychologischen Begriffen gehalten werden. Jedoch beinhaltet das konsequent induktive Vorgehen für den Leser auch eine spezifische Herausforderung. Denn es wird somit erschwert, rasch zu weit reichenden, gesamterklärenden Schlüssen zu gelangen. (Nicht dass nicht mancher induktive Arbeitsbegriff eine große Karriere gemacht hätte. Bohrsers *Plötzlichkeit* mag ein treffliches Beispiel hierfür sein, das aber auch zeigt, wie wenig tragfähig es letztlich ist, induktive Arbeitsbegriffe in weit gehender Kriterienfreiheit zu Zentralbegriffen zu machen, ohne sie theoretisch zu fundieren und zu differenzieren; vgl. weiter unten S. xx.) Das Arbeiten mit induktiven Arbeitsbegriffen bedarf also einer besonderen Geduld, die des zügigen Zugriffs auf Interpretationsschlüsse entbehren kann. Sie muss aufgebracht werden, soll die bessere Kontrolle und Transparenz der hermeneutischen Schlussfolgerungen, die die zentrale heuristische Funktion dieses Vorgehens ist, erreicht werden.

Um dies kurz an einem Beispiel zu erläutern: Wenn im ersten Teil in der Analyse einer Textpassage die Feststellung erarbeitet wird, dass das „narrative Subjekt des Textes einem Wahrnehmungs- und Narrationsmodus des (*Ver-*) *Mischens* von Motiven und narrativen Elementen folgt“ (s. S. xx), dann wird hierbei bewusst ein Arbeitsbegriff gebildet: der des Narrationsmodus des (*Ver-*) *Mischens*. Er ist Ergebnis der induktiven, textnah verfahrenen Analysearbeit, und der Terminus selbst – das (*Ver-*) *Mischen* – wurde direkt aus einer zentralen Vokabel der analysierten Passage gewonnen. (In den eher seltenen Fällen, in denen die Termini der Arbeitsbegriffe nicht in direkter Anlehnung an den Text gebildet werden können, wird auf umgangssprachliche, theoretisch wenig vorbelastete Termini zurückgegriffen; so z.B. beim Arbeitsbegriff des *Über-seine-Erfahrung-hinweg-Schreibens*; s. S. xx.) Der induktive Begriff des (*Ver-*) *Mischens* wird dann auch weiterhin benutzt und abgewandelt, so dass korrespondierende Textphänomene zu ihm ins Verhältnis gesetzt und unter dem Begriff der *Narrationsdynamik des differenz- und abgrenzungslosen* (*Ver-*) *Mischens* erfasst werden. So ist z.B. für die Beschreibungsebene von Phänomenen der impliziten Rezeptionssteuerung der Begriff des *entdifferenzierenden*, (*ver-*) *mischenden Lesens* eingesetzt worden (s. S. xx). Er bezeichnet dort einen wesentlichen Aspekt der vom narrativen Subjekt der Erzählung angezielten Leserreaktion.

Keineswegs also ist den induktiven Begriffen und Hypothesen verwehrt, Hierarchisierungen und Subsumtionen zu entwickeln. Im Gegenteil: Dies ist Bestandteil des fortwährenden Prozesses der Hypothesenverdichtung. Die Präsentationshypothesen (Wie präsentiert sich der Erzähler?) sind den Funktions- und Strukturhypothesen handlungstheoretisch untergeordnet. (Wie nimmt das narrative Subjekt mit seiner Präsentation der erzählten Welt Interaktion mit dem Leser auf? Und welchen psychosozialen Handlungsregeln folgt diese Interaktion?) In diesem Verdichtungsprozess wurden im Teil I verschiedene Präsentationshypothesen (bzw. Faktoren der textuellen Präsentation) auf eine zentrale Funktionshypothese hin zusammengeführt: die der *narrativen Artikulationsvermeidung* und *Erinnerungsabwehr*. (Diese Funktionshypothese geht davon aus, dass das textuell vorliegende Erzählen für das narrative Subjekt unter anderem auch die Funktion hat, eine affektiv besetzte und assoziativ einlässliche Artikulation von erzähl-impliziten bzw. erlebten Erfahrungsgehalten – in selektiver und/ oder pauschaler Weise – zu vermeiden; s. S. xx.)

Im Teil II werden dann die Fachtermini aus den psychosozialen Wissensbereichen erklärend herangezogen. Hier wird erörtert, inwiefern die narrativen Phänomene des *differenz- und abgrenzungslosen* (*Ver-*) *Mischens* mit denjenigen psychischen Phänomenen korrespondieren, die in Psychologie und Psychoanalyse unter dem Begriff der *borderlinien* oder *dissoziativen Interaktionsstörung* gefasst werden. Dadurch wird freilich die Geduld gerade des interdiszi-

plinär geschulten Lesers auf die Probe gestellt. Zu verlockend mag es mitunter erscheinen, schon im ersten Teil rundheraus darauf insistieren zu wollen, was offensichtlich scheint, dass nämlich dieses (*Ver-*) *Mischen* unzweifelhaft eine *psychotraumatologisch* bedingte *dissoziative* Wahrnehmungsstruktur anzeigt. Geradezu zwingend mag sich dann der Schluss aufdrängen, dass dadurch konsequenterweise auch von einer (impliziten) Rezeptions- und Interaktionsdynamik der *dissoziativen Übertragung* auf den Leser auszugehen ist, die die zugrunde liegende psychotraumatische Erfahrungsstruktur nicht integriert, sondern (destruktiv) ausagiert; ferner der Folgeschluss, dass diese Erfahrungsstruktur – transgenerational/ transtextuell – weitergetragen und somit eine Multiplikation der psychotraumatischen Interaktionsweisen angestoßen wird. Dieser Schritt der interdisziplinär fundierten Schlussfolgerung soll jedoch konsequent zurückgestellt werden. Denn bevor er beschritten wird, müssen die beschreibenden und induktiven (sowie abduktiven) Verfahrensmöglichkeiten so weit wie möglich ausgeschöpft werden. Will man doch aus dem Teil II auf den ersten Teil rückblickend auch Erkenntnisse darüber erzielen, in Form *welcher Phänomene* sich *Dissoziation* im Jüngerschen Schreiben im Einzelnen niederschlägt.

Um aber den für den induktiven Teil I erforderlichen Aufwand an Geduld ein wenig zu vermindern, habe ich an einer abgemessenen Anzahl von Stellen vorausweisende Anmerkungen (zumeist in Parenthese) angebracht. Sie sollen den Leser dessen versichern (und er kann ggf. nach vorne blättern), was freilich im induktiven Untersuchungsprozess selbst noch nicht abzusehen war (und auch nicht sein durfte), jedoch aus der retrospektiven Perspektive klar ersichtlich ist: dass nämlich im zweiten Teil psychologische Phänomene und Begriffe bereitstehen, um an die textuellen Phänomene des ersten Teils herangeführt zu werden. Der interdisziplinäre Leser erhält also von Zeit zu Zeit einen Ausblick darauf, dass später, durch den Zugriff auf die psychosozialen Wissenschaften, ein größerer Erklärungszusammenhang aufgezeigt werden wird.

Im metatheoretischen Rückblick auf diesen zweiteiligen Untersuchungsgang schien es dann geraten, an separatem Ort, im Teil III, auch die Skizze eines systematischen *Modells der literarischen Interaktion* zu versuchen. Diese Aufgabe schien mir im Bereich der gegenübertragungs-theoretischen, psychoanalytischen Konzeptionen der *literarischen Kommunikation*, die bereits bestehen und auf denen ich aufbaute, noch nicht optimal gelöst. Insbesondere schien es mir notwendig, ein Modell zu entwerfen, das den Rahmen der *text*theoretischen Konzepte konsequent zugunsten eines *handlungs-* und *interaktionstheoretischen* Ansatzes erweitert, so dass auch den sowohl *intra-* als auch *interpsychischen* Handlungsräumen der Person des Autors und des Leser ein angemessenes konzeptionelles Gewicht eingeräumt ist. Ohne dabei die Textzentrierung des literaturanalytischen Arbeitens, der auch diese Untersuchung verpflichtet ist, aus den Augen zu verlieren, sollte dieses Modell auch einem plurimethodischen Forschungsansatz genügen können, der sowohl mittels Textanalyse als auch mittels qualitativ-empirischer Rezeptionsforschung arbeitet und die Befunde beider Arbeitsbereiche zu integrieren sucht (vgl. hierzu exemplarisch Weinböck xx). Jüngste Konzeptualisierungen aus dem sich gerade erst formierenden wissenschaftlichen Bereich der kognitiven Narratologie, die ich hier nicht mehr hinreichend einarbeiten konnte, werden für diese Fragen in Zukunft von großer Bedeutung sein. So eruiert Alan Palmer die Möglichkeiten eines Konzepts der *fiktionalen Psyche*, d.h. der *erzähl-impliziten psychischen Struktur der Figur* in ihrer figuralen und intrapsychischen Interaktion („fictional mind“/ „fictional character in action“) und eröffnet damit auch der Theoretisierung der intrapsychischen Interaktionsbeziehung von Figur/ Erzähler und Leser (sowie Autor) neue theoretische Dimensionen (vgl. Anm. xx).

Die Frage, wie die reichhaltige Forschungsliteratur zu Ernst Jünger und zu dessen frühen Kriegsschriften am günstigsten einzubeziehen ist, ohne die Gesichtspunkte der For-

schungsökonomie vollkommen aus den Augen zu verlieren, ist grundsätzlich schwierig zu beantworten. Sie ist für diese Untersuchung zusätzlich dadurch kompliziert, dass mein theoretisch-methodologischer Ansatz von den AutorInnen dieser Forschungsliteratur in aller Regel nicht geteilt wird. Die Jünger-Forschung (wie die Literaturwissenschaft insgesamt) verfährt in aller Regel nicht systematisch handlungstheoretisch und gegenübertragungs-theoretisch im hier beanspruchten Verständnis, und sie verfährt nur im Ausnahmefall psychoanalytisch (in einem post-freudianischen Verständnis). Jegliche Aussage darüber, inwiefern Befunde und Feststellungen der Forschung mit den meinigen korrespondieren oder ihnen widersprechen, müsste immer mit einem Hinweis versehen werden, dass die theoretischen Grundvoraussetzungen dieser Befunde nicht übereinstimmen. Dem Aussagewert solcher Anführungen sind enge Grenzen gesetzt. Ich habe mich deshalb entschlossen, einen anderen Weg zu gehen und einige exemplarische Interpretationsweisen in einem eigenen Kapitel darzustellen. Nicht nur erlaubt dies eine eingehendere und auch analytische Auseinandersetzung. Darüber hinaus kann so auch besser eruiert werden, inwiefern sich aus dem Blick auf exemplarische Interpretationen das *interaktionsdynamische* Bild eines Jünger-Diskurses entwickeln lässt, das wiederum – übertragungstheoretisch – auf die Primärtexte selbst zurückbezogen werden kann.

Die technische Frage, ob es methodisch erkenntniswirksamer ist, mit den Erstausgaben der Texte zu arbeiten oder mit den Ausgaben letzter Hand, wie sie in den Siebzigerjahren von Jünger nochmals überarbeitet und in der Werkausgabe erschienen sind, ist vor einem handlungstheoretischen Hintergrund eine offene. Nur scheinbar sprechen für die Wahl der Erstausgaben die besseren Gründe. Denn während sich in diesen die implizite Interaktionserwartung des Autors zum Zeitpunkt des ersten Erscheinens der Texte am unmittelbarsten abbilden mag, hat diese Interaktionserwartung in der vielfachen Überarbeitung bis hin zur Ausgabe letzter Hand zu einer Konsolidierung der Strukturen und formalen Mittel geführt, die umso eindrücklichere Befunde in Aussicht stellt. Ich entschied mich deshalb, mit den Ausgaben letzter Hand zu arbeiten. Die Frage der Auswahl der hauptsächlichlichen Textgrundlage kontrovers zuzuspitzen, wäre schon deshalb müßig, weil letztendlich nur der systematische Fassungsvergleich die angezeigte methodologische Konsequenz wäre. Dieser stellt freilich eine Arbeitsaufgabe eigenen Rechts dar, die hier nicht oder nur in einzelnen Verweisen beschränkt werden kann. Diese Untersuchung will demgegenüber vielmehr dazu beitragen, analytische Kategorien bereitzustellen, ohne die auch ein Fassungsvergleich rein deskriptiv verbleiben müsste oder sogar, weil eine so genannte *reine Deskription* natürlich nicht geben kann, kategorial unreflektiert verführe. In meiner Entscheidung für die späten Fassungen in der Gesamtausgabe rechne ich damit, dass in ihnen die lebensgeschichtlich fundierten Interaktions- und Erzählmodi des narrativen Subjekts in einer größeren Verfeinerung und formaler Differenziertheit zum Ausdruck kommen. Diese dürften – so meine Annahme – nach den über die Jahre hinweg erfolgten Überarbeitungen, die z.B. bei den *Stahlgewittern* sehr zahlreich sind, mit größerer Prägnanz und in größerer Reichhaltigkeit zum Vorschein kommen als in den Erstausgaben.

Die Beschränkung auf drei Texte des Genres der frühen Kriegsschriften, *In Stahlgewittern*, *Das Wäldchen 125*, *Feuer und Blut*, erfolgt unter rein forschungsökonomischen Gesichtspunkten.